Die Uebergab'.

Eine Dorfgeschichte von **Karl Schönherr.**

Der alte Pickelbauer saß in der warmen Stube auf der Ofenbank. Das ist nämlich seit altersher auf jedem Hof des Bauers reservierter Stammsitz im Sommer und Winter.

Der Pickel hatte trotz der Hitze, welche dem riesigen gemauerten Ofen entströmte, eine Pelzkappe tief im Kopfe sitzen. Einige Büschel bluthweißer Haare, denen es doch allgemach zu schwül wurde, hatten sich mit Mühe aus ihrem schaffellenen Kerker in die Stirne hinausgearbeitet. Des Alten Gesicht war an zahlreichen Stellen mit Zunderfleckchen verpappt. Er hatte sich nämlich heute seiner Gewohnheit gemäß eigenhändig rasiert, und diese Operation ging nie unblutig vor sich. Zunder aber ist ein blutstillendes Mittel.

Jetzt ruhte der Bauer von dieser Selbstschinderei aus und ließ sich das Pfeifchen schmecken. Seine Miene ist stillvergnügt, vielleicht deshalb, weil er sich beim „Balbieren" nicht den Hals angeschnitten hat.

Aber so gefährlich ist das Messer nicht. Dem kleinen Geißbub, der es oft heimlich hinter dem Spiegel hervorholte zum „Holz schnitzeln", hatte es immer zu wenig „Schneid" gehabt.

Gegenüber der Ofenbank saß des Bauern Sohn Steffel, ein mittlerer Vierziger. Trotz seiner Jahre hieß man ihn überall noch „'s Pickels Bua". Das kam davon her, daß der Alte in seinem Eigensinn um keinen Preis dem Sohne „übergeben" wollte. So konnte sich dieser auch nicht selbständig machen. Das war des Steffels Herzeleid seit Jahren.

Auch er hatte seine Pelzmütze auf dem Kopf und rauchte seine Pfeife. Die Zunderfleckchen im Gesicht fehlten bei ihm, denn er trug einen wirren, dichten Bart.

Draußen pfiff ein schneidend kalter Wind, der malte mit feinen Eisnadeln die schönsten Bäume auf die kleinen Fensterscheiben des Pickelhofes. Dem dicken Ofen war diese Kleckserei in die Seele hinein zuwider, und er hätte sie gerne verwischt. Aber er langte nicht bis zum Fenster hinüber, trotzdem er die hitzigsten Anstrengungen machte.

Die große Wanduhr im eichenen Gehäuse schlug, über jeden Neid erhaben, ihr Ticktack.

Der alte Pickel machte paff, paff und spuckte in bestimmten Zwischenpausen eine Strecke weit von sich fort, auf den Boden.

Der Steffel machte ebenfalls paff, paff und tat von Zeit zu Zeit desgleichen wie sein Vater; aber mit bedeutend mehr Kunstfertigkeit und Geschick.

So hatten sich die beiden beinahe zwei Stunden lang unterhalten. Bald sollte jedoch die Konversation noch reger werden. Der Steffel kratzte sich seit einiger Zeit auffallend hinter den Ohren; das war ein sicheres Zeichen bald eintretender Gesprächigkeit.

Und richtig, nach kaum einer weiteren Viertelstunde sprach der Steffel also zum Vater hinüber:

„Ja — ja!"

Es waren noch keine fünf Minuten um, da gab der alte Pickel schlagfertig zurück:

„Jaja . . .!"

Aber der Steffel wollte sich heute nicht geben:

„Wie alt bin i denn, Vater?"

Der alte Pickel rührte sich nicht und paffte weiter. Desgleichen der Sohn. Nach Verlauf von zehn Minuten schien die Frage im Gehirn des Alten angelangt und von dort aus an die Junge Order zum Sprechen abgegeben zu sein:

„Du bist um ein' Haufen jünger als i, Bua!"

Der „Bua" nickte wehmütig. Der alte Pickel war gerade zweiundsiebzig Jahre auf der Welt.

Eine Zeitlang war es wieder stille in der warmen Stube. Beide Teile wollten sich von den Strapazen des Wortgefechtes erholen.

Endlich nahm der Steffel wieder einen Anlauf:

„Vater, die Garinerrosl, bös ist a Madl . . ."

Der alte Pickel kniff die Augen zusammen, um sich des Sohnes Wortschwall, der überwältigend auf ihn hereingestürmt kam, besser zurechtzulegen. Er klopfte vorerst auf dem Daumen seinen Pfeifenstummel aus, stopfte sich eins, zündete an und paffte.

Nachdem er die neue Füllung bis zur Hälfte hinuntergeraucht hatte, hielt er es an der Zeit, seinem Sohne Antwort zu geben:

„Jaa! Und du bist a Bua!"

Allerdings war die Rosl ein „Madl" von just fünfunddreißig Jahren. Und daran trug wiederum nur der alte Pickel die Schuld, weil er nicht in das Austragstübchen wollte und so dem dreiundvierzigjährigen „Bua" die Möglichkeit benahm, die elternde Garinerrosl in eine junge Pickelhofbäuerin zu verwandeln.

Der „Bua" war heute von einer krankhaften Geschwätzigkeit. Er schien etwas Gewichtiges aussprechen zu wollen, denn er kratzte sich hinter den Ohren wie ein Pudelhund im Juli.

„Vater, i und die Rosl . . ."

Der Steffel machte eine Pause und zwinkerte, nicht ohne vorher kräftig ausgespuckt zu haben, verständnisvoll mit den Augen zum Alten hinüber: „. . . möchten halt's'n, daß du bald in die Ausnahmsstub'n umziehst."

Der Steffel lehnte sich zurück und wartete in Geduld auf das Eintreffen einer väterlichen Entgegnung.

Diese lautete in beißender Ironie:

„I moch' mir gern a Ausnahm', bleib lieber in der großen Stub'n!"

Der junge Pickel zuckte mit dem Gesicht, als ob ihm jemand etwas in die Augen werfen wollte. Das sah er ein, daß auf solchem Wege von seinem Vater nichts zu erreichen sei. Für den mußte etwas gefunden werden, was ihm „ins G'hör" geht. Nachdem der Steffel eine halbe Stunde nachgedacht, schien er ein derartiges Argument entdeckt zu haben.

„Mit siebez'g Jahr' geht sonst a jeder Mensch!"

Der Alte ließ des Sohnes Worte ganz gemütlich bis zur Schwelle des Bewußtseins herantrotten und bemerkte dann seinerseits höhnisch:

„Bin halt kein Mensch, bin a Viech!"

„Wenn übergibst denn nachher?" forschte der kühne Steffel.

Der alte hatte seine Pelzkappe vom Kopfe genommen und schien die Haare daran zu zählen. Er putzte, wischte und streichelte das Fell. Sein verkleinertes Gesicht strahlte in sorgenloser Heiterkeit:

„Vielleicht mit fünfundachz'g Jahr', kann sein auch mit neunzig!"

Der Steffel stöhnte und rauchte wie ein Kamin.

Der Höhepunkt der Konversation war entschieden vorüber. Die Unterhaltung sank auf die Norm, nachdem der alte Pickel noch für morgen mit seinem „Bua" eine Schlittenfahrt nach der Alm verabredet hatte, um von dem dort untergebrachten Heuvorrat etwas ins Tal zu bringen.

Es wurde gegenseitig gepafft, geräuspert, gespuckt; die Uhr schlug ticktack, und draußen heulte der Wind.

Der junge Pickel suchte sich im Geiste klar zu machen, wie die Dinge stünden, wenn der Vater mit „fünfundachz'g" übergebe.

Bis dahin wäre er, des Pickels „Bua", ein guter Fünfziger und sein „Madl", die Rosl, könnte zufolge längst erreichten kanonischen Alters um einen Posten als Pfarrersköchin einkommen.

Steffels Pfeife hatte „koan' Luft". Zog er also den „Pfeifenstierer" hervor und bohrte so ungestüm im Rohre herum, bis das Instrument, dem es im Innern des Rohres etwas unbehaglich sein mochte, sich einen künstlichen Ausweg suchte und endlich seitwärts zum Vorschein kam. Das war dem Steffel alles eins. Was war ihm ein ruiniertes Pfeifenrohr im Verhältnis zu der Aussicht, „Pickels Bua" zu bleiben, bis ihm das sechzigste Jahr im Blute schleicht . . .

Spät abends ging er zur Rosl, um sich Trost zu holen. Er holte sich aber nur Grobheiten und Scheltworte. Die Rosl erklärte, es satt zu haben, sie werde sich um „eppes" anderes umschauen.

Der Steffel schlich sich heim, hinauf in seine Kammer. Er warf sich angekleidet aufs Bett und rauchte. Dazu sagte er:

„Teuf! Teufl!"

Und strich seinen wirren Bart, in dem schon weiße Fäden schimmerten. Bald schlief er ein; „Buabn" haben ja einen gesegneten Schlaf.

Am nächsten eiskalten Morgen standen der alte Pickel und sein Sohn zum Abfahren bereit auf den jach zum Tale führenden Schneeweg. Vor ihnen lagerte breitspurig der hoch mit Heu beladene Schlitten und streckte die aufgebogenen Kufen herausfordernd in die Luft. An Steffels Bart hingen allenthalben Eiszäpfchen herunter; die Hände beider Männer staken in unförmlichen Däumlingen. An die Schuhe hatten sie sogenannte Schneeeisen geschnallt, um auf dem schlüpfrigen Wege nicht auszurutschen.

Das Lenken eines zu Tal fahrenden Schlittens erfordert eine große Kraft und Geschicklichkeit. Besonders gefahrvoll wird die Fahrt, wenn der Schlitten auf abschüssigem Wege „durchzugehen" droht. Da heißt es mit Aufbietung aller Kräfte halten und sich mit Händen und Füßen stemmen und wehren gegen den Ausreißer; denn wenn er das Uebergewicht erlangt und ins Laufen kommt, geht es auf Leben und Tod. Er jagt über seine Lenker hinweg rasend talwärts, bis er irgendwo an einer Baumgruppe zerschellt oder über eine Felswand hinausfährt.

„Also, Bua, in Gott's Nam'!" sagte der alte Pickel.

Es war sein erstes Wort seit gestern abend. Er zog aus der inwendigen Joppentasche eine Schnapsflasche hervor und nahm einen langen, stärkenden Schluck, ebenso der Steffel. Dann traten sie vorne an den Schlitten und zogen an den Kufenhörnern an.

Der Steffel machte dabei wehmütigen Herzens die Erfahrung, daß sein Vater noch eine Rüstigkeit und Frische besaß, welche ihn vielleicht noch dazu bestimmte, erst mit „fünfundneunz'g" zu übergeben.

Er schritt traumverloren neben seinem Vater her. Bisher war alles gut gegangen. Jetzt kam man an eine abschüssige Stelle, an der es galt, mit dem Schlitten einen weiten Bogen zu machen. Manch ein Schlitten ist schon an dieser Ausweichstelle zu Schaden gekommen und samt seinem Herrn hinuntergesaust.

Zahlreiche hier angebrachte „Marterln" zeugen davon. Die Männer pflegen davor gewohnheitsgemäß ein Vaterunser zu beten um gnädige Fahrt; verlassen sich aber schon ein bischen auf ihre gute Kraft. So taten auch der Steffel und der alte Pickel.

Während des Betens blitzte es mit einem Mal in Steffels Augen auf. Er sah auf den Vater, dann auf den Schlitten; dann sagte er:

„Gut ist's!"

Das war sein erstes Wort seit gestern abend. Dann zogen sie an.

„Bua, halt dich mehr links!" kommandierte der alte Pickel. „Sonst kommen wir bei der Ausweichstell' nit in'n Ried!"

Aber der Steffel war heute wie ein bockbeiniges Pferd. Er hörte nicht auf links und „holt"; trieb mit dem Schlitten geradeaus fort.

Bald erscholl wieder, diesmal schon beinahe ängstlich, des Alten Warnungsruf:

„Bua, links!"

Aber der Steffel hörte nicht. Er hatte den Kopf gesenkt wie ein gereizter Stier und fuhr immer geradeaus. Wenn sie diese Richtung noch zwanzig Sekunden innehielten, fuhren sie direkt in den Abgrund, in Teufelsrachen.

„Bua, heb' — heb', wir kommen ins Lauf'n!"

„Mir gleich", sagte der Steffel.

Der Alte stemmte sich mit aller Gewalt gegen den Schlitten, der bereits in ein verdächtig schnelles Tempo gerieth.

„Um alle Heilig'n — Bua — i derheb's nimmer — es jagt uns über die Wand aus . . ."

Der Steffel hielt jetzt seine Zeit für gekommen.

„Vater, übergibst?"

Dem alten Pickel rann der kalte Schweiß über die Stirne. In den nächsten Sekunden war der Schlitten nicht mehr zu halten und mit Mann und Maus verloren.

Der Alte mochte sich stemmen, wie er wollte; seine Kraft reichte nicht aus, das drohende Unheil aufzuhalten.

Noch einmal erschallte in kurzgestoßenen Lauten Steffels Parole:

„Vater, übergibst?"

Uebergeben ist für einen Bauer eine schwere Sache; aber über die Wand hinausfahren just auch kein Vergnügen.

Unter dem Druck der Verhältnisse, und weil nicht mehr viel Zeit übrig blieb, sich die „Sache" zu beschlafen, stöhnte der alte Pickel:

„Teufelment, ja!"

Jetzt erst griff der bärenstarke Steffel ein. Es war aber auch die höchste Zeit, denn der Schlitten war keine fünfzehn Schritte mehr vom Abhang entfernt. Ein starker Ruck von Steffels nervigem Arm gab seinem Lauf sofort eine andere, freundlichere Richtung, und alle Gefahr war vorüber. Der Weg bis nach Hause war ja von da ab der denkbar beste.

Die Unterhaltung der beiden während der Heimfahrt bestand in beschaulicher Selbstbetrachtung.

Der alte Pickel ging wie ein Besiegter hinter dem Schlitten her; als wäre er plötzlich um Jahre gealtert. Der Steffel schien jünger geworden; er riß den hochbeladenen Schlitten an den Hörnern herum, bald rechts, bald links; wie es ihm gerade paßte. Die Augen hielt er halb zugekniffen; weiß nicht, blendete ihn der Schnee, oder tat der Steffel ein wenig schmunzeln.

Er wußte, daß er nun gewonnenes Spiel habe. Was der Vater einmal gesagt, das hielt er auch unter allen Umständen.

„Was i g'sagt hab', hab' i g'sagt!"

Am nächsten Tag nach dem Mittagessen schlich sich der alte Pickel verstohlen zur Tür hinaus.

Der Steffel saß rauchend auf der Ofenbank, kniff die Augen halb zu und sah dem Vater nach.

Der ging hinüber in die „Ausnahmstub'n". Dort visitierte er den Ofen und sah nach, ob die Fenster gut schließen; dann hielt er an den Mauern Umschau. Alles war so nett und reinlich, und gar die Himmelbettstatt in der Ecke — der Pickel wurde ordentlich schläfrig bei ihrem Anblick.

Wieder nach einigen Tagen kam der alte Pickel in seinem Feiertaggewand von der Kammer herunter. Er war ganz festlich herausgeputzt. Statt des kleinen Pfeifenstummels hing heute ein silberbeschlagener Ulmerkopf in seinem Munde. Die Schaffellkappe hatte er mit einer stattlichen Fuchspelzmütze vertauscht.

Er ging in die Stube und bedeutete seinem „Bua", ihm zu folgen.

Der Steffel kniff die Aeuglein zusammen, als blende ihn heller Sonnenschein, und folgte dem Vater.

Sie stiegen hinunter ins Dorf. Die Leute schauten den beiden groß nach. Der Pickel lenkte auf ein stattliches Haus zu. Es war das „Gricht".

Der Richter fragte den Bauer um sein Begehr. Nach einer langen Pause — der Gestrenge fing an, schon recht ungeduldig zu werden — meinte der Alte:

„I bin ein altes Roß!"

„Gut", meinte der Richter und stellte sich auch seinerseits vor: „I bin der Landrichter! Was soll i mit dem alten Roß!"

„Die Eisen abreißen", meinte der alte Pickel; er wollte damit sagen: Uebergeben.

Und die Sache wurde abgemacht.

Am selben Abend saßen sie beide wieder in der warmen Stube, der Pickel mit der Schaffellkappe auf der Ofenbank, ihm gegenüber der „Bua". Der Vater machte paff, paff aus seiner Werktagspfeife nud spuckte in bestimmten Zwischenräumen eine Strecke weit von sich fort.

Der Steffel machte ebenfalls paff, paff und tat von Zeit zu Zeit desgleichen wie sein Vater, aber mit bedeutend mehr Kunstfertigkeit.

Der „junge" Pickel hielt seine Aeuglein immerzu glückselig halb zugekniffen, und das Schmunzeln wich seit drei Tagen nicht mehr aus seinem Gesicht. Ja, die Rosl ist ein Madl, und er ist ein Bua. Und nun war's so weit, daß die Butte endlich sollte ihren Deckel finden.

„Ja — a", grunzte jetzt der Steffel sattbehaglich gegen den Vater hin; wie, um anzudeuten, daß er nun nicht abgeneigt wäre, eine Konversation zu pflegen.

Es kam keine Antwort aus des Alten Mund, dafür aber um so mehr Rauch. Nun sollte er seine „besten Jahre" nur so „verfaullenzen"; er überlegte, ob es nicht doch das ratsamste wäre, mit seinem Altenteilgeld ein kleines „Höfl" zu kaufen und sich ein „frisches" Weib zuzulegen.

Der Steffel hat heute das „Redende". Es war bei Gott noch keine Viertelstunde vergangen, da gab er schon wieder einen ganzen Wortschwall von sich:

„Morg'n fahr i ins Holz!"

Aber es war damit dem Steffel noch nicht genug; er mußte es nach richtiger Schwätzerart auch noch eingehendst begründen, warum er gerade morgen ins Holz fahren wolle:

„Weil guter Schlittweg ist!"

Nun begann der alte Pickel zu nebeln und zu dampfen, bis er ganz in Wolken gehüllt war, wie ein zürnender Gott.

Er spuckte zwischen den Zähnen so weit wie noch nie: von der Ofenbank bis in die fernste Stubenecke. Und als nach kaum zehn Minuten der „Schlitten" die Schwelle seines Bewußtseins passiert hatte, da schlug der alte Pickel mit der Faust auf die Ofenbank, daß es nur so schepperte; er bekam einen blutroten Kopf und schrie wie besessen:

„Kreuzteufl, verhöllter! Was geht mi dein Schlittenweg an!"

Einen Diskurs über Schlitten und Schlittweg ließ der alte Pickel nicht zu. Und das war auch begreiflich.

Libuscha.

Novelle von **Ellyn Karin.**

Sie stand mitten in dem sausenden, heißen, fallenden, weißgelben Korn und hielt die linke Hand an der Sense, die rechte über den dunkelgrauen, weithinblickenden großen Augen. Groß und stark, braun und heiß von der brennenden Sonne durchglüht holte sie tief und erschöpfend Atem.

Dann nahm sie das blühweiße Kopftuch ab und schüttelte den Kopf. Um die niedere Stirne und im Nacken lösten sich feuchte, dichte braune Locken. Aber die Zöpfe lagen, fest geflochten, wie Bronze auf ihrem runden, starken Kopf.

Ueber den braunen Hals liefen ein paar klare, blitzende Perlen hinab in das leinene Hemd. Sie ließ die Sense fallen und breitete die Arme weit ab von sich.

So stand sie eine Weile. Der heiße Duft des Kornes, der glühende Atem der durchsonnten Felder, der weiße Glast, das Summen der tausend Käfer, das feine Klirren sonnenvergoldeter Halme waren wie ein starkes Lied um sie.

Ein Glockengebimmel durchbrach die gleißende Stille. Unten am Rain legten die anderen die Sensen zu Hauf und stiegen zum Bach nieder, wo unter Holunderbuschwerk zwei Kinder mit dem Schnitteressen warteten.

Libuscha ließ sich Zeit. Irgendein Knecht rief ihr etwas zu. Sie zuckte mit keiner Wimper. Es war als hätte sie nichts gehört. Sie würde schon kommen, wenn es ihr paßte.

Dann drehte sie sich um, daß ihr tausendfälteliger Rock wie eine Woge um sie ging, und sah zu dem großen Bauernhof hinunter, der mit seinen gelben Strohdächern wie ein Volk riesiger Pilze anzusehen war.

Zu diesem Hof gehörten sie. Dort hatte ihre Mutter sie vor 24 Jahren heimlich in einer schmerzvollen Nacht im Stall geboren. Man hatte ihr das Kind gelassen, hatte es aufgezogen neben jungen Ferkeln, Hühnern und Gänsen, hatte es dann später mit auf die Weiden geschickt — und es langsam zu einer Magd aufgezogen — die wieder, wie einst die Mutter, die Felder und das Vieh versorgen mußte.

Die Mutter war gestorben und Libuscha war allein. Wer der Vater war, wußte niemand. Libuscha war nicht wie ihre Mutter war. Sie hatte etwas Starkes, Wildes, Herrisches an sich. Schon wie sie einherging war anders als bei den anderen Mägden. Sie hielt sich gerade und konnte die Menschen ansehen, daß es ihnen eigen zumute wurde.

Ein herrischer Geist lebte in ihr. Und sie war hübsch, daß alle Burschen hinter ihr her waren.

Und alle Weiber hatten einen geheimen Haß gegen sie. Warum? Das wußten sie selbst nicht. Am meisten aber war ihr die alte Bäuerin auffällig. Wie sie ihr auflauerte, wie sie ihre kleinen tiefliegenden Augen auf sie richtete und immer ihre scharfen Kiefer aufeinander rieb, als wollte sie Libuscha zwischen ihnen zermalmen. Die Alte hatte Angst. Das wußte Libuscha sehr wohl. Angst um ihren Sohn, der seit drei Jahren Witwer war.

Libuscha lächelte höhnisch vor sich hin und begann langsam mit festen Schritten hügelab zu gehen.

Unten aßen sie bereits. Der Duft heißen Hirsebreis kam ihr entgegen.

Ein Knecht sagte irgend etwas und alle lachten.

Die alte Anuschka brummte Libuscha an: „Mußt immer was Extras haben, Libuscha?"

Sie lachte die Alte an. Sie setzte sich und begann zu essen. Wie das schmeckte! Der Vorknecht blickte sie an und fuhr mit dem Handrücken über seinen Mund.

„Wenn man die Libuscha essen sieht, kriegt man von neuem Hunger."

„Dann iß, es gibt grad genug," lachte Libuscha.

Endlich waren die Schüsseln leer. Die Knechte legten sich um und schliefen. Die alte Anuschka half den Kindern die leeren Schüsseln, Krüge und Häferln in die Körbe tun.

Die beiden Kinder trotteten davon. Die Sonne sengte die Luft. Die weiten Felder der Hanna glühten weiß auf. Ein paar Bienen summten träge vorbei.

Die Anuschka hatte die braunen, mageren, abgearbeiteten Hände über die Knie gelegt und schlief. Ein paar Mägde neckten sich faul und schläfrig. Libuscha hockte, auf den linken Arm gestützt, auf dem heißen Rasen.

Ihre grauen Augen suchten durch diese weißglühende Stille. Mit einem Male bimmelte wieder die kleine schrille Glocke. Unten am Gehöft erschien der Bauer. Er hielt die Hand über die Augen und schaute herauf.

Libuscha schnellte empor und ging steil die Lehne entlang.

Seine dunklen Augen verfolgten jeden ihrer Schritte. Sein braunes, glattes Gesicht, in dem die Augen so tief unter der scharfstantigen Stirne lagen, war wie steingemeißelt so ruhig, aber die Augen blitzten und lebten wie unruhige, brennende Flammen.

Die Libuscha! Herrgottsakrament dieses Frauenzimmer zerfraß ihm seine ganze Ruhe! Unter seinen Knien möchte er sie wissen und erdrosseln vor Haß und Wut!

Und dann wieder hielt ihn eine Scheu ab, die er sich gar nicht erklären konnte.

Wenn sie ihn so ganz und fest anblickte mit ihren lebendig flimmernden Augen, mußte er an die Hanna denken, die so blanke und glänzende Wellen vorbeitrieb. Gerade so waren ihre Augen. So fremd, so gleißend, so gleichgültig . .

Dann zuckte er die Achseln. Eine Magd! Ein geringschätziger Zug spielte um seinen dünnlippigen, slawischen, großen Mund. Eine Magd! . . .

Aber die Magd ging gleich einer Herrin neben ihm her, beherrschte sein Verlangen, schürte seine Sehnsucht zu brennender Gier — Libuscha! . . . Libuscha! . . .

Die Sensen und Rechen lehnten auf der Tenne in einem Winkel. Die braunen Knechte schliefen und die Mägde schliefen in ihren heißen Kammern. Ein großer, silberklarer Mond glänzte über dem weiten Land.

Libuscha stand an ihrem Kammerfenster. Sie gab ihren Hals, ihre weiße, leuchtende Brust der Nachtluft preis.

Sie öffnete ihre heißen Lippen und trank gierig den kühlen Atem der silbernen Nacht.

Die Sonne brannte weiter in ihrem jungen Leib, und sie konnte nicht schlafen.

Das Wasser im Krug schmeckte öde und leer. Sie hatte Durst. Da fiel ihr mit einem Male ein, daß sie hinunter zum Fluß gehen und dort baden könnte.

Sie beugte sich zum Fenster hinaus. Kein Mensch würde sie sehen. Sie mußte nur vorsichtig die wackelige Stiege hinabkommen. Sie zog die Schnur ihres Hemdes fest, steckte die Zöpfe hoch, nahm ein graues, rohlinnenes schmales Handtuch um den Kopf, die Schuhe in die Hand und schlürfte hinaus.

Hinunter über die knarrende Treppe, über den Gang, nun die kleine Türe auf — und sie stand draußen im Hof. Der Schatten der Pumpe lag wie ein langes Gespenst über der weißen Erde. Husch war sie aus dem klaren Geviert und im Schatten der großen Tenne. Dann wieder im weißen Silberlicht. Jetzt spürte sie den kalten Tau der Wiese auf ihren nackten Füßen.

Ach wie das wohltat! Nun lief sie nicht mehr. Nun konnte sie keiner mehr sehen vom Hofe. Federnd schritt sie durch das scharfe, taunasse Gras.

Und dort gleißte der kleine Fluß auf. Eine niedere Holzbrücke zog mit ihrem dunklen Geländer schwarze Linien über den gleitenden Schimmer hinweg.

Endlich war sie da. Weiter unten am Ufer standen Weiden mit tiefhängenden Zweigen über der Flut.

Sie sah ins Wasser hinab, das nicht tief war. Jedes Steinchen am Grund war zu sehen. Aber das Wasser war schwarz. Nur obenhin glänzte ein silbernes Leuchten auf.

Libuscha riß Hemdschnur und Rockband auf. Ihr Leib leuchtete auf, dann schritt sie auf den kleinen Fluß zu — und sprang in dieses kalte Dahingleiten der kleinen, nachtstillen Wellen hinein. Das Wasser reichte ihr knapp an die Hüften ehran. Sie tauchte unter und kam mit Silbergerieſel auf Rücken und Brust empor. Dann begann sie bis zur Brücke hin in lautlosem, langsamem Tempo zu schwimmen. Dann zurück und heraus aus dem Wasser. Am Ufer schüttelte sie sich wie ein junges Tier die Nässe von den Gliedern und lachte, lautlos, beglückt von der Frische, die sie durchströmte, die sie von dem kieselklaren Grund mit heraufgenommen hatte.

Wie eine Bronzestatue leuchtete sie, als sie zu ihren Kleidern schritt. Langsam, immer noch das Gefühl des gleitenden Wassers um den Leib, griff sie nach dem Handtuch. Wasserperlen schimmerten auf und verschwanden. Die straffe, junggesunde Haut prickelte. Dann stülpte sie Hemd und Rock über, fuhr in das harte Schuhwerk, nahm das Linnentuch auf und ging rasch über die Wiese. Sie lauschte. Nichts rührte sich. Aber was war das? Im Altenteil war eben ein Licht gelöscht worden.

Sollte die Alte auf gewesen sein? Sollte sie gemerkt haben, daß jemand über den Hof gegangen war? Der Alten entging ja nie etwas. Sie lauerte stets wie eine Spinne auf alles Gesinde, auf Haus und Hof.

Libuscha blieb im Schatten der Tenne stehen. Ihr Herz klopfte, als hätte sie unrecht getan. Sie lehnte sich an die Mauer. Dann riß sie die Schuhe von den Füßen und sprang quer durch den hellen Hof. Gott sei Dank die Tür war auf. Sie knarrte und der Schlüssel kreischte. Geblendet von dem Wechsel von Licht und Nacht tastete sie sich zurück.

Und dann war sie wieder in ihrer Kammer. Aufatmend blieb sie stehen. Sie zog die festen Messingnadeln aus den Zöpfen und schlüpfte ins Bett.

Ihr Herz klopfte von dieser letzten Angst.

„Maria, mit deinem mildem Kind,
Bewahre uns vor aller Sünd',
Errett' — uns hier aus — aller Not,
Führ' uns — zu — zu Jesu — nach dem Tod."

Die Lider fielen ihr bei den letzten kaum noch gestammelten Worten zu.

„Führ' uns zu — Jesu — nach . . ." ging wie ein leichter Schatten durch ihr in Schlaf versinkendes Bewußtsein, dann schlief sie den festen, traumlosen Schlaf eines jungen, kraftvoll-gesunden Menschen.

* * *

Der Bauer stand gebückt hinter dem Fenster seiner Kammer. Sein Gesicht sah nicht gut aus in dieser Stunde. Wie ein Raubtier zum Sprung geduckt stand er da und horchte. Seine tiefliegenden Augen blitzten tückisch aus ihren umschatteten Höhlen. Seine braunen, hageren Finger krallten sich in das Fensterbrett. Wissen möcht' er, wer der Libuscha nun folgen wird. Er hat sie aus dem Schatten der Tenne schleichen und über den Hof laufen sehen. Ein höhnisches Lächeln zerrte seine Lippen zu einem Grinsen. „Na ja — so sind sie alle die verdammten Luders! Je stolzer und abweisender eine tut, desto sicherer ist ein Kerl dabei im Spiel! Der soll ihm nur unter die Finger kommen."

Er streckte in Haß und Gier sein scharfgeschnittenes Kinn vor. Große, starke Adern, schwollen an, und der Haß wühlte in seinem Blute, daß es ihm wie Feuer durch den sehnigen Leib brannte.

Das Lichtgeviert im Hofe wurde von dem wachsenden Schatten allmählich aufgesaugt. Aber alles blieb still. Es war also keiner vom Hofe. Halt irgendeiner aus dem Dorf unten. Ein Frösteln lief über ihn hin. Er sah in der beginnenden Morgendämmerung aus wie ein Greis. Müde schlief er ein und träumte einen wirren, schweren Traum von Libuschas Augen.

Erschreckt, verwirrt, fassungslos fuhr er auf.

Helle Sonne war in seiner Schlafkammer. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen — dann mit einem Satz war er aus dem Bette. Ein Blick auf die dicke, silberne Uhr zeigte ihm die siebente Stunde. Im Nu war er gewaschen und in den Kleidern. Er schämte sich. Ein Bauer und verschlafen! Nun war alles schon am Feld. Er ging in die Küche. Seine Mutter saß neben dem Herde und schälte Kartoffeln. Sie blickte böse auf.

„Seit wann schläft ein Bauer wie ein Herrensohn?"

„Ja, ich hab' einmal verschlafen," brummte er.

Schwerfällig erhob sie sich und machte ihm die Einbrennsuppe heiß. Er setzte sich an den Fensterplatz des Tisches, von wo er den größten Teil des Hofes übersehen konnte.

Mürrisch schnitt er sich von dem schweren, schwarzen Kornbrot ein Stück ab. Endlich stand die dampfende, würzig riechende Morgensuppe vor ihm.

Die Alte saß wieder am Kartoffelschälen. Unter den gesenkten Lidern blickte sie zu dem Sohne hinüber. Ein böses, höhnisches Lächeln spielte um ihren herben Mund.

Sie wußte es ganz gut, daß er der Libuscha wegen bis ins Morgengrauen gewacht hatte.

„Mußt halt ein andermal schlafen und nicht um ein Weibsbild aufpassen!"

„Weibsbild? . . . . Hab' auf kein Weibsbild gewartet!"

„Wenn ein Mann die halbe Nacht hinter dem Fenster hockt, tut er's nur um ein Weibsbild."

„Alsdann, wenn Ihr es wißt, ist's ja gut. Da braucht man weiter nicht viel Worte verlieren."

Er würgte ein Stück Brot hinab, warf den Löffel hin und schritt zur Küche hinaus. Die Alte ließ eine Weile die Hände ruhen.

„So sind sie alle, diese Mannsleut'. Saugrob, wenn man ihnen mit der Wahrheit an den Leib rückt."

Ihr Mann war gerade so gewesen . . .

Sie stierte vor sich hin. Immer hatte er sie betrogen . . . Immer war er im Vorteil gegen sie gewesen. Aber dann — dann hatte ihn der Gevatter Tod geholt — fort von seinen Heimlichkeiten, fort von den gefälligen Weibern — fort von der Wirtshausbank — fort von Haus und Hof — und sie war Siegerin geblieben. Hatte geherrscht und befohlen. Alles hatte sich ducken müssen vor ihr. Und wenn der Sohn nun auch den Hof übernommen hatte — sie war doch die Seele von all diesem Reichtum geblieben. Heimlich regierte sie. Heimlich hatten alle Angst vor ihr. Und das war gut. Nichts anderes wollte sie.

* * *

Den ganzen Tag über lagen dicke, schwere weißlichgraue Wolken am Himmel. Die Luft war leblos und heiß. Die Menschen schlichen matt zwischen Scheune und Stall dahin. Die Rinder lagen faul mit lechzenden Mäulern auf den Ziegelböden der Ställe. Auf den Zäunen hingen ganze Bündel von butterhellen Maiskolben. Die Paradiesäpfel glühten zwischen dem graugrünen, rauhen Blattwerk auf.

Libuscha schleppte aus dem Garten einen Korb voll Bohnen über den Hof. Sie hielt die Arme steif, stemmte den Korb an ihren Leib und bog den Kopf zurück.

Der Bauer stand unter der Haustüre und tat, als sähe er sie nicht. Aber jeder Schritt, den sie tat, jedes Auf-und-Nieder ihrer prallen Brust brannte in seinem Blute wider. Er hatte die Hände in seinen Taschen. Die Nasenflügel zitterten und sein kleiner, runder niederer Slowakenhut saß ihm tief im Nacken. Eben kam er von seiner Mutter, die saß auf ihrem hohen, grellbemalten Bett, zwischen hochaufgestapelten Kissen und stöhnte. Sie hatte wieder den „Krampf". Die Anuschka lief mit Essigtüchern ab und zu. Die Luft war zum Ersticken dumpf in dem Zimmer der Alten. Angstvoll blickte die Kranke in der niederen Stube umher. Immer und immer fuhr sie sich über das wirre, graue, dünne Haar.

So stritten zwei Frauenbilder in seiner Seele. Immer verdrängte das Bild der kranken Mutter das der jungen Libuscha.

* * *

Mitten auf der Wiese, die zum Fluß hinabführte, blieb Libuscha stehen und blickte sich um. Ganz weit über den im Dämmerlicht des Sommerabends verschwundenen Linien der Hügel stand eine schwere weißlichgraue Wolkenwand. Sollte sie umkehren? Bis das Wetter kam, war sie längst wieder auf dem Hof. Und die Luft war so schwer.

Sie mußte ins Wasser, und wenn auch nur um einmal unterzutauchen. Als sie sich der Kleider entledigte, blickte sie auf das Dorf hinüber. Vereinzelte Lichter flimmerten durch die rasch zunehmende Nacht.

Ein Frösteln lief ihr über den Leib. Es wurde alles so dunkel und undurchdringlich schwarz ringsum. Das Wasser war schwarz, und es glitt rascher flußab als sonst.

Vorsichtig tauchte Libuscha ihren rechten Fuß hinein — dann sprang sie entschlossen in das gleitende Dunkel und tauchte bis an die Schultern unter. Sie schüttelte, prustete und beutelte sich, daß das Wasser in tausend dunklen, geheimnisvoll schimmernden Perlen von ihren Schultern, Brust und Armen sprang.

Sie schöpfte mit gehöhlten Händen Wasser auf und kühlte sich die Stirne. Plötzlich schrie sie auf. Grell, entsetzt in wahnsinnigem Schreck. Ein Kopf war neben ihr aufgetaucht.

Sie wollte fort, aber zwei eiserne Arme schlangen sich um ihren Leib.

„Libuscha! Libuscha, hab' ich dich endlich!"

Sie griff nach diesen gierigen Händen und wollte sich befreien. Aber der Bauer war stark. Er hob sie über das Wasser, daß sie wie ein Spielzeug seiner Laune vor ihm zappelte.

„Panenka Maria, laß mich — — —"

„Sterben will ich lieber, als dich lassen, Libuscha!" — Er ließ sie ins Wasser gleiten. Dann brüllte er auf. Sie hatte ihn in den linken Oberarm gebissen. Aber er ließ sie doch nicht. Da brach sie in die Knie. Alles wurde stockfinstere Nacht um sie.

„. . . Maria, mit dein'm mildem Kind . . ."

Irgendwoher tönte ein Klingen in ihrer Seele, das wuchs mit rasender Schnelligkeit zu einem gewaltsamen Brausen und weiterfüllenden Donner an.

„. . . Bewahre uns — vor aller — Sünd'. . ."

Diese Worte rauschten in wilder Angst neben Libuscha durch die schwarze, dröhnende Finsternis . . .

Durch die Weiden sauste ein jäher Windstoß. Hinter der wachsenden Wolkenbank zuckte ein Blitz auf. Das Wasser rauschte stärker und stärker. —

Unter dem vorspringenden Dach der großen Tenne lehnte der Bauer an der Wand und starrte über den Hof auf die Haustür. Das Haus war licht. Hinter den Fenstern der Bäuerin bewegte sich ein Lichtkreis. Dann wurde die Tür geöffnet, ein Knecht kam heraus und blickte spähend über den dunklen Himmel. Ein jammerndes Bimmeln irgendeines Glöckchens weckte den Bauer aus seiner Starrheit. Der Kirchendiener erschien mit dem Rauchfaß, dessen Kette er fest um die Hand geschlungen hielt. Hinter ihm tauchte die hagere Gestalt des Pfarrers auf. Er hielt das Allerheiligste mit beiden